



MATHILDE TAVANA

Globalisierter Mensch
Neue Geschichten: Wie ein Schweizer für Firmen um die Welt flitzt **61/62**

Koloniale Objekte
Das Museum Rietberg zeigt Kunst aus Kongo. Darf man das? **67**

GETTY IMAGES

Gott, diese kleinen Dinge!

Wer braucht heute noch einen Fingerhut, um Socken zu stopfen? Viele Dinge verschwinden – und erzählen, wie rasend schnell sich unser Leben verändert. **Von Gerhard Mack**

Als ich kürzlich einen Fingerhut sah, fiel mir die Keksdose aus Blech wieder ein, in der meine Mutter ihre Nähutensilien aufbewahrte. Ein Fingerhut faszinierte mich als Kind besonders. Wenn sie Knöpfe annähte oder Socken stopfte, zog sie die kleine Metallkappe über den Finger, um ihn vor der Nadel zu schützen. Für mich war er eine Art Helm, mit dem sich der kleine Däumling im Märchen wappnen konnte, wenn er sich gegen seine viel grösseren Brüder wehren musste und sie wagemutig vor dem menschenfressenden Oger rettete, in dessen Fänge sie in einem tiefen Wald geraten waren. Das Phantasieren brauchte einen Gegenstand, um zu beginnen.

Heute stopft kaum noch jemand Socken. Wenn die Migros in Aktionslaune ist, sind zehn Paar für unter zwanzig Franken zu kaufen. Wenn ich jetzt einen Fingerhut in die Hand nehme, sehe ich eher seine kompakte Form und seine noppige Oberfläche, die die Nadel am Abrutschen hindert. Er wirkt wie ein Relikt aus einer Zeit, die schon seit einer Weile verabschiedet wird. Wenn Dinge ihren Gebrauchswert verlieren, zeigen sie uns, was sich verändert. Sie erzählen von den Lebensformen und Haltungen, die sie hervorgebracht haben.

Dabei gilt: Je banaler und alltäglicher die Gegenstände sind, desto besser. Dann sind sie überall zu finden. Sie sprechen weniger von den Inszenierungen und Selbstbildern, die zeigen sollen, wie wir sein wollen, sondern davon, wie wir sind. Archäologen wissen das. Was vor tausend Jahren wegwerfen wurde, Abfallhaufen und Sinkgruben sind ihre reichsten Fundorte. Was sie in ferner Zukunft einmal von uns finden, ob sie aus den Laptops und Smartphones herauslesen können, was wir mit ihnen alles anstellen konnten, ob sie überhaupt Geschichten erzählen können, stellen wir uns lieber nicht vor. Diese Geräte übersetzen unser Leben ins Virtuelle. Wenn wir uns für die Zukunft interessieren, schauen wir auf die Glasflächen der elektronischen Helfer wie die Wahrsagerin in die Glaskugel. Was sich in ihnen verbirgt, wie sie die Bilder generieren, die wir sehen, wissen wir als Benutzer schon nicht zu sagen. Geschweige denn Forscher, die auf uns zurückschauen.

Die Geschichten, die die Dinge erzählen, muss man nicht unbedingt als Verluste verbuchen. Die Zeiten ändern sich ständig, Altes geht, und Neues kommt. Dass nur der

Wandel konstant ist, war schon in der Antike eine Binsenwahrheit. Das gilt zumal für das Zeitalter einer Moderne, die sich das Neue auf die Fahnen geschrieben hat und sich als Avantgarde verstand. Das ist ja ein militärischer Begriff, er meint die Truppe, die nach vorne stürmt, das Alte einreißt, um Neuem Platz zu machen. Die Ismen der Kunst bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts waren von dieser Euphorie geprägt. Als Kinder der Postmoderne wissen wir längst, dass die Realität viel brüchiger ist, dass Entwicklungen sich nach vorne, zur Seite und in Rückwärtschlaufen bewegen.

Gleichwohl wirkt die Digitalisierung seit geraumer Zeit als Epochen-schwelle, in der die Veränderungen in erhöhtem Tempo geschehen. Das zeigen gerade die kleinen Helfer des Alltags. Dass der Fingerhut seltsam fremd wirkt, auch wenn er wohl hier und da noch zum Einsatz kommt, erzählt eben auch davon, dass wir nicht mehr flicken wollen – es sei denn, das wird zum Teil einer Retromode wie die neue Häuslichkeit nach dem Einbruch der Finanzkrise 2008. Wenn Altes gefragt ist, soll es neu gemacht sein und die Sehnsucht nach Vertrautem als Design bedienen. Die alten Schränke oder das Silberbesteck der Grosseltern will niemand mehr haben; Anwälte, die Wohnungsaufösungen vornehmen, können ein Lied davon singen. Wir schätzen dagegen einen Schrank, der die vermeintliche Heimgeliebtheit der Tradition ausstrahlt und den Komfort eines neuen anbietet. Das Neue gilt mehr denn je; sonst würden Schweizer nicht im Schnitt sechzig Textilien pro Jahr kaufen.

Die Digitalisierung lässt ganze Bereiche verschwinden, weil die Techniken sich verändern und mit ihnen die Dinge. Vieles, was analog funktionierte, ist plötzlich nicht mehr gefragt. Briefwaage und Brieföffner sind in vielen Büros nicht mehr zu finden. Wir schreiben E-Mails und Kurznachrichten statt Briefe. Niemand braucht mehr einen Schwamm zum Anfeuchten. Denn kaum einer klebt noch Briefmarken, und Geldscheine zählt in der Bank ein Automat.

Für uns erledigt das Smartphone alles. Es bietet all in one. Und gibt uns nicht mehr zu erkennen, wie es das alles leistet.

Wer mit Tinte schreibt, tut das aus anderen Gründen als schierer Notwendigkeit. Die Stahlfeder ist ein Wunderwerk, von einer klecksenden Schrift will trotzdem keiner mehr abhängen. Vom Farbband der alten Schreibmaschine ganz zu schweigen. Wir haben unsere Tastaturen. Wir brauchen keine Blitzlichtbirnen mehr zum Fotografieren und keine Taschenlampen, wenn der Strom ausfällt. Alles erledigt für uns das Smartphone. Es bietet *all in one*. Und gibt nicht mehr zu erkennen, wie es das alles leistet. Es lässt sich vom Laien nicht mehr zerlegen, verstehen und wieder zusammenbauen. Selbst eine einfache Autoleuchte kann man nicht mehr ersetzen. In der digitalen Welt ist vieles zu grösseren Einheiten verbunden, die reale Welt wird ein Stück weniger sichtbar.

Das beginnt bereits in der Schule. Heute muss niemand mehr vor Klassenarbeiten einen Rechenchieber mit Seife leichtläufig machen. Auch hier ersetzt das Digitale das Analoge und fördert damit ein anderes Zeitbewusstsein. Wenn Kinder in der Schule mitschrieben, was Lehrkräfte an der Tafel vorführten, entwickelten sie ein fast synchrones Empfinden. Der Stoff entstand sichtbar vor ihnen und war an die Lehrperson gebunden. Sie übten ihn ein mit Kopf und Hand. Und er wurde wieder ausgewischt. Man konnte immer wieder neu beginnen. Die Folie und neuerdings die Tablets haben eine ganz andere Geschwindigkeit. Das Auge besetzt die Wahrnehmung fast ganz. Was es sieht, sind Bilder. Die Hände bleiben aussen vor. Die Phantasie vielleicht auch. Wir können nichts mehr begreifen. Das ist mit ein Grund, warum wir die kleinen alten Dinge mögen, und wenn es nur ein Fingerhut ist oder ein Kieselstein vom letzten Urlaub. Wenn wir ihn anfassen, meinen wir, das Meer rauschen zu hören.



Früher in jedem Haushalt, heute aus der Mode: der Fingerhut.

Bei Mixtumcompositum ist zum Thema der Band «Passé» erschienen, 210 S., € 95.-.